

Mary Hooper
Totenmädchen





DIE AUTORIN

Mary Hooper wuchs im Südwesten Londons auf. Mit fünfzehn Jahren brach sie die Schule ab und arbeitete einige Zeit als Sekretärin. Viel später erst graduierte sie im Fach Englisch und begann, Kurzgeschichten und Zeitschriftenartikel zu schreiben. Mittlerweile zählt Mary Hooper zu den renommiertesten Jugendbuchautorinnen Englands.

Mary Hooper

Totenmädchen

Aus dem Englischen
von Alexandra Ernst





Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2011

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2008 by Mary Hooper

Die englische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel »Newes from the Dead«

bei Bodley Head, an imprint of Random House
Children's Books, London

© 2011 für die deutschsprachige Ausgabe bei
cbj Verlag in der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Alexandra Ernst

Lektorat: Frank Griesheimer

Umschlagabbildung: Published by arrangement
with Random House Children's Books,
one part of the Random House Group Ltd.

Umschlagkonzeption: init. büro für gestaltung,
bielefeld

st · Herstellung: AnG

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-570-40072-2

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Die wahre Geschichte von Anne Green,
die 1650 in Oxford wegen Kindstötung gehängt wurde.
Sie wurde der Welt zurückgegeben und
starb erneut im Jahre 1665.

Ich danke den gegenwärtigen Besitzern von Great House in Dun's Tew, den Oxfordshire Studies in der Westgate Library in Oxford und dem Oxford Record Office. Am allermeisten aber danke ich meinen Agentinnen Rosemary Canter und Sarah Ballard, die mir mit ihrer Begeisterung, ihren Ideen und Ermutigungen eine große Unterstützung waren.

ERSTER THEIL



ERSTES KAPITEL



Als ich aufwache, ist es sehr dunkel. Das allein ängstigt mich nicht sonderlich, denn die meiste Zeit des Jahres stehe ich bei Dunkelheit auf. Sir Thomas legt Wert darauf, dass so viel Arbeit wie möglich erledigt wird, bevor sich die Herrschaften erheben. Es ist vielmehr die Art der Dunkelheit, die merkwürdig ist; sie ist schwärzer als schwarz, weich und ganz nah bei mir. Ich will meinen Kopf zum Fenster drehen, um nachzusehen, ob sich am Himmel schon das erste Licht des Tages zeigt, aber ich kann meinen Kopf nicht bewegen! Ich versuche es wieder und noch einmal. Ich hebe meine Hand – oder will es zumindest –, aber auch sie gehorcht mir nicht.

Ich vermute daher, dass ich tief schlafe, in einer Art von Trance, und mir gleichzeitig bewusst bin, dass ich träume. Ich beschließe, einfach zu warten, bis der Traum vorbei ist, damit ich aufstehen und meine Arbeit erledigen kann.

Ich warte und warte. Ich fühle gar nichts, weder Kälte noch Wärme, weder Hunger noch Sättigung. Ich empfinde nur die Schwärze und eine schwebende Leere, aber das ist mir nicht unangenehm. Etwas später – ich weiß nicht, wie viel Zeit

vergangen ist – nehme ich vor meinen Augen eine Bewegung wahr: vier schemenhafte weiße Streifen, die durch die Schwärze gleiten. Die Streifen sind fedrig und sehen weich aus. Sie erinnern mich an Tauben oder an die zarten Schwingen von Engeln. Die Schemen schweben vor meinen Augen, aber als ich versuche, sie mit meinem Blick festzuhalten, um vielleicht einen schimmernden Heiligenschein oder eine goldene Harfe zu erkennen, will es mir nicht gelingen.

Es wäre schön, wenn ich tatsächlich von Engeln träumen würde, denn das bringt Glück. Das hat uns Reverend Coxeter erzählt. Er sagte, dass es ohne Bedeutung sei, ob man eine Küchenmagd ist oder ein Lord: Wenn man von Engeln träumt, ist man wahrhaftig gesegnet. Seit ich das weiß, versuche ich, von ihnen zu träumen, aber vergeblich.

Plötzlich erinnere ich mich an etwas und ich möchte am liebsten vor Schreck aufschreien. Die Schwärze verliert ihre samtige Sanftheit und füllt sich mit unendlichen und namenlosen Ängsten. Die Engel verschwinden. Ich erinnere mich daran, wo ich Reverend Coxeter das letzte Mal sah: Es war nicht in der Kirche, sondern in einem kalten und grauen Hof, bei eisigem Regen. Er flehte Gott an, Mitleid mit mir zu haben, meine Seele aufzunehmen und mich rasch ins Paradies einzulassen. Hinter ihm standen eine Menschenmenge, ein riesiges hölzernes Schafott, von dem ein schweres, geknotetes Seil herabhing, und ein Mann mit einer schwarzen Haube. Und sie alle warteten auf mich, denn ich ... ich sollte gehängt werden.

Ein furchterregender Gedanke jagt mir durch den Sinn: Wenn dies geschehen ist, *bin ich jetzt tot?*

Nein, das kann nicht sein, denn ich höre ja mein Herz in meiner Brust klopfen, höre, wie es in meinen Ohren pocht.

Dann ist das hier wohl der Ort, von dem die Bibel berichtet. Bin ich im *Fegefeuer*?

Was passiert, wenn man dort ist?

Ich bemühe mich, klar zu denken, und erinnere mich, dass man mir das Fegefeuer immer als äußerst schmerzhaften Zustand beschrieben hat, mit quälenden Flammen, die die Seele reinigen und sie der Rechtschaffenheit zuführen sollen. Aber wie lange dauert es, dieses Fegefeuer? Sehr lange, glaube ich – Tausende von Jahren.

Ich habe keine Schmerzen, zumindest jetzt nicht, also ist das Fegefeuer vielleicht doch nicht so schrecklich. Wenn es bedeutet, dass ich einfach nur still in der Dunkelheit liegen muss, ist es gewiss zu ertragen. Wenigstens müsste ich dann nicht mehr an Waschtagen um zwei Uhr morgens aufstehen, um die Leintücher einzuweichen, müsste nie mehr den Küchenherd schrubben, bis meine Hände bluten. Nie mehr würde ich ohne Essen zu Bett geschickt werden, weil ich einen Teller zerbrochen habe, und dann vor Hunger nicht schlafen können. Und ich müsste auch nie mehr jenes andere tun – das, was Geoffrey Reade von mir forderte. Als ich daran denke, spüre ich einen Schatten über meine Seele huschen, und ich weiß ganz genau, dass dieser Name unlösbar mit meinem Schicksal verbunden ist, auch wenn ich mir augenblicklich über die genauen Umstände nicht im Klaren bin.

Ich lasse diesen Gedanken zitternd in der Luft hängen und greife meine ursprüngliche Überlegung wieder auf. Ja, das Fegefeuer könnte ich womöglich ertragen. Was ich nicht

ertragen könnte ... woran ich nicht einmal denken möchte ... nein, nein! Ich will diesen Gedanken nicht hereinlassen. Aber er kommt dennoch: *Was ich nicht ertragen könnte, nicht zu denken wage, ist die Möglichkeit, dass ich gar nicht tot bin, sondern nur in einem Sarg liege, dass man mich lebendig begraben hat.*

Nun wünsche ich mir verzweifelt, aus dieser Trance zu erwachen, denn ich liege doch bestimmt – oh, ganz bestimmt! – in der kleinen Kammer, die ich mit Susan teile, und bin nur noch in tiefem Schlummer gefangen. Vor meinem geistigen Auge sehe ich mich die Decke aus grobem Tuch zurückschlagen, meine Beine aus dem Bett schwingen und aufstehen, aber obwohl das Verlangen groß ist, obwohl ich merke, wie meine Muskeln sich bis zum Äußersten anspannen, passiert nichts. Kein einziges meiner Glieder bewegt sich.

Ich konzentriere mich noch stärker. Vielleicht ist Aufstehen im Augenblick zu viel verlangt. Es genügt ja, wenn ich meine Hand bewegen und fühlen kann, was mich umgibt: die Strohmattatze unter mir und die Decke auf meinem Körper. Wenn ich erst einmal weiß, dass ich in meinem Bett liege, werde ich gerne noch ein Weilchen länger dort liegen bleiben.

Da wird mir bewusst, dass ich nicht in meiner üblichen Schlafposition liege, nicht eingerollt wie eine Kellerassel, sondern kerzengerade, mit den Händen über der Brust gekreuzt. Aber das ist nicht die Art, wie ich mich schlafen lege ...

Meine Glieder sind unbeweglich, aber mein Geist jagt davon, wirbelt und tanzt, zeigt mir ein Bild, das ich aus der

Kirche St. Mary kenne: eine Steinfrau, die ihre Steinhände über ihrer kalten Steinbrust gekreuzt hat. Aber natürlich! Das ist die Art, wie man Tote zur Ruhe bettet! Dieses Bild verstört mich zutiefst, sodass ich einen Moment lang vergesse zu atmen.

Ich öffne meine Augen, schließe sie wieder. Es macht keinen Unterschied. Die Schwärze verändert sich nicht. In Wahrheit weiß ich gar nicht, ob ich meine Augen öffne oder nur träume, dass ich sie öffne. Schlafe ich oder wache ich? Bin ich lebendig oder tot? Bin ich schon eine Leiche?

Mein Herz zieht sich bei diesem Gedanken vor Entsetzen zusammen. Hinter meinen Augen, dort wo ich versuche zu weinen, sammelt sich ein Schmerz. Etwas schnürt mir die Kehle zu, aber es scheint, dass mir selbst das Weinen versagt bleibt. Ich fange an zu zählen, um mich zu beruhigen. Das habe ich immer getan, wenn Master Geoffrey ... aber nein, daran will ich jetzt nicht denken.

Ich frage mich, ob dieser Zustand, diese Situation, in der ich mich befinde, eine Strafe für das ist, was ich getan habe, denn gegenwärtig springt man sehr hart mit Sündern um. Ich habe gehört, dass Frauen, die Unzucht getrieben haben, auf einen Tauchstuhl gebunden und in einen Teich geworfen werden und dass man Diebinnen hinter einem Karren her durchs Dorf zieht und dabei auspeitscht. Aber ich habe noch nie gehört, dass man jemanden absichtlich bei lebendigem Leib begraben hat.

Ich habe große Angst. Wenn ich herausfinde, dass ich tatsächlich lebendig begraben wurde, dann werde ich mich in das Holz krallen, das mich umgibt, werde es mit meinen Nä-

geln zerkratzen, bis ich ausbrechen kann. Aber was dann? Wenn man mich für tot gehalten und verscharrt hat, liege ich sechs Fuß unter der Erde und werde mich niemals befreien können. Wäre es da nicht besser, schnell zu sterben? Die Lippen zusammenzupressen und mich zu zwingen, nicht mehr zu atmen, bis das Leben aus mir gewichen ist?

In der Schwärze bemühe ich mich, wieder die schemenhaften Streifen zu sehen und sie in tröstende Engel zu verwandeln, aber nichts geschieht. Stattdessen schieben sich Bilder und Szenen aus meinem Leben herein; sie begehren, gehört zu werden, verlangen Aufmerksamkeit, damit ich begreifen kann, was mit mir geschehen ist.

Zum Anfang. Es will mir scheinen, dass alles mit meiner Anstellung bei Sir Thomas Reade seinen Anfang nahm, denn so lernte ich seinen Enkel und Erben kennen, Master Geoffrey Reade. Sein Name lässt mich erzittern, aber ich will nicht über den Grund nachdenken. Der Gedanke lauert nahebei, ein tiefer Schatten in meinem Kopf, der nur darauf wartet, ans Licht zu treten.

Aber ich habe doch gewiss nicht nur qualvolle Erinnerungen an meine Herrschaften, nicht wahr? Einige müssen gut sein, und ich krame in meinem Gedächtnis, wirbele Erinnerungen auf wie Herbstlaub, während ich nach schönen Zeiten suche.

Ich habe für die Reades gearbeitet, seit ich ein Kind war, und da diese Familie von hohem Adel und großem Reichtum ist, gilt es als Ehre, in ihrem Haushalt angestellt zu sein. Sie besitzen mehrere Anwesen im County Oxfordshire, und

zunächst war ich in Barton Manor, einem großen Landgut in Steeple Barton, dem Dorf, in dem ich geboren wurde. In Steeple Barton leben etwa hundert Menschen, meistens Landarbeiter. Das Dorf ist klein, aber sehr alt, mit Höfen und kleinen Häusern, Backstuben und Schmieden. Die kleine Kirche war einstmals ehrwürdig und wunderschön, aber dann rissen Cromwells* Männer die Kommunionbänke nieder und zerschlugen die Fenster und die hübschen Statuen, um aus dem Gotteshaus einen einfachen Versammlungssaal zu machen.

Meine Ma hatte mich im Waschen, Säubern und in der Fertigung von Seife und Duftwässern unterwiesen und so ging ich in Barton Manor als Küchenmagd in Dienst. Dies bedeutete, dass ich die niedrigste Person im ganzen Haushalt war und die Wünsche aller anderen erfüllen musste – was manchmal, wenn zwei Leute unterschiedlicher Meinung waren, alles andere als einfach war. Aber schon bald fand ich mich gut zurecht, wusste, was von mir verlangt wurde, trat leise auf, um die Herrschaften nicht zu stören, knickte anständig und antwortete mit gesenktem Kopf, wenn jemand von der Familie mich ansprach.

Ich erinnere mich jetzt auch an die guten Zeiten, denn das Leben im alten Haus war leichter und wir Dienstboten genossen etliche Freiheiten. Im Frühjahr stand immer ein Mai-baum auf dem Dorfplatz, den wir mit bunten Bändern in den Händen umtanzten. Im Sommer schlenderten wir durch den

* Mit einem Sternchen gekennzeichnete Wörter sind in einem Glossar am Ende des Buches kurz erklärt.

Obstgarten und pflückten Kirschen und die weichen Früchte der Saison – Erdbeeren, Himbeeren und Maulbeeren –, wobei wir genauso viel aßen, wie wir in unseren Körben sammelten. Später im Jahr, nachdem die Ernte eingebracht war, fand ein Tanz in den Unterkünften der Dienstboten statt, mit einem Fiedler, den Mr Peakes von seinem eigenen Geld bezahlte. Wir tanzten die ganze Nacht hindurch. Und während wir die Früchte pflückten, während wir schrubbten, scheuerten und spülten, da sangen wir: alte Lieder, die wir von zu Hause her kannten, und Balladen, die Hausierer für ein paar Münzen feilboten. So vergingen die ersten beiden Jahre, die ich bei den Reades verbrachte, recht angenehm, denn ich war nur ein Kind und hatte noch wenig, wonach mich verlangte. Dann kam der Krieg.

Barton Manor wurde in einer der frühen Schlachten des Bürgerkriegs* bis auf die Grundmauern niedergebrannt, und zwei von Sir Thomas' Söhnen starben während des Gefechts, denn sie kämpften für den König, Charles I., was bedeutete, dass sie auf Seiten der Verlierer standen. Wenn ich an unseren König denke, der später geköpft worden war, kommt mir plötzlich eine herrliche Erinnerung in den Sinn, die ich diesem guten Mann zu verdanken habe.

Eines Tages ließ Lady Mary, Sir Thomas' Gattin, alle Dienstboten im großen Saal antreten und erklärte uns, dass sie uns in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Wir waren etwa zwanzig: Köche, Dienstmädchen, Wäscherinnen, Milchmädchen, Pferdeknechte, Lakaien, Leib- und Kammerdiener, und man kann mit Fug und Recht behaupten, dass sich jeder an diesem Tag mit besonderer

Sorgfalt gekleidet hatte. Milady stand mitten auf der Treppe, wo sie uns alle gut sehen konnte, und sie verkündete, dass sich zwei äußerst wichtige Besucher angekündigt hätten und dass alles für ihre Ankunft vorbereitet sein müsste. Das Haus sollte blitzblank sein, das Abendmahl müsste aus den erlesensten Zutaten bestehen, und alle müssten mit Hand anlegen, damit nichts die Vollkommenheit trüben könnte.

»Alles muss untadelig sein«, verlangte Lady Mary, »damit wir unseren Gästen zeigen können, dass selbst die Leute im abgelegenen Oxfordshire etwas von Gastfreundschaft verstehen.« Aber, so fuhr sie fort, diese Vollkommenheit müsste wie von Zauberhand erschaffen und bewahrt werden, denn abgesehen von den Lakaien, die bei Tisch servieren sollten, dürfte sich keiner der Dienstboten blicken lassen, auch nicht bei der Ausführung seiner Pflichten. Entdeckte man uns dennoch, würden wir umgehend entlassen werden.

»Warum ist das so?«, fragte ich in der darauffolgenden Woche eines der Dienstmädchen in einer kurzen Pause zwischen den unzähligen Arbeiten, die ich noch erledigen musste, ehe unsere hohen Gäste eintrafen. »Warum darf man uns nicht sehen?«

»Es ist nicht so sehr, dass wir nicht gesehen werden sollen«, erwiderte sie, »sondern dass wir *sie* nicht sehen dürfen.«

»Aber warum? Wer ist es denn?«

»Du dumme Gans«, sagte sie. »Es sind König Charles und Königin Henrietta. Wusstest du das nicht?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Aber niemand darf erfahren, dass sie hier sind, denn auf ihre Köpfe ist ein Preis ausgesetzt.«

Ich habe sie wohl verständnislos angeschaut, denn sie fügte hinzu: »Es wird Krieg geben, hast du das nicht gehört? Und er wird Bürgerkrieg genannt, denn diesmal kämpfen wir nicht gegen Frankreich oder Spanien, sondern gegeneinander und in unserem eigenen Land. Und der Kampf wird zwischen denen ausgetragen, die für den König sind, und jenen, die es mit dem Parlament halten.«

»Und wir sind für den König?«, fragte ich.

»Natürlich! Sir Thomas ist des Königs Freund und Verbündeter, und aus diesem Grund haben der König und die Königin unser Haus ausgewählt, um sich Lebewohl zu sagen, bevor Königin Henrietta nach Frankreich fährt, um ihre Juwelen zu verkaufen.«

»Warum tut sie das?«, fragte ich, die ich von nichts eine Ahnung hatte.

»Um Geld für die Sache des Königs aufzutreiben«, erklärte sie. Dann senkte sie die Stimme. »Aber es gibt überall Spione, und niemand darf wissen, dass sie hier sind.«

Und so wurde alles vorbereitet. Die Wandbehänge wurden heruntergenommen, ausgeklopft und wieder aufgehängt. Die hölzerne Täfelung wurde mit Bienenwachs poliert, die Porträts frisch lasiert, die Spiegel vergoldet, und am Tage ihrer Ankunft brannte in allen Zimmern ein Feuer, und alle Blumenbeete im Garten wurden geplündert, denn auf jedem Tisch und jeder Truhe mussten große Sträuße und Gestecke stehen.

Es war später Nachmittag, als der König eintraf, und ich befand mich in meinem kleinen Zimmer ganz oben im Haus. Ich schaute auf die Einfahrt hinunter, und ich erinnere mich

noch, dass ich mich fragte, warum er mit einem Achtspänner vorfuhr, wenn doch niemand wissen sollte, dass er hier war. Ein solches Gespann hatte man in Oxford wohl noch nie gesehen und selbst Sir Thomas reiste nur in einem Vierspänner. Die Kutsche des Königs war, soweit ich von meinem hoch gelegenen Fenster aus erkennen konnte, in leuchtendem Scharlach- und Purpurrot bemalt und sah großartig aus. Die Pferde waren grau und in ihre Mähnen und Schweife hatte man Bänder in denselben roten Farben geflochten. Auch die Kutscher und Lakaien trugen purpurfarbene Livreen.

Das Gespann hielt vor dem mit Säulen umfassten Eingang an, und als der König ausgestiegen war, blieb er einige Augenblicke lang stehen und betrachtete den Boskettgarten*. Dann streckte er die Arme aus und gähnte. Das überraschte und erfreute mich gleichermaßen, denn bis dahin hatte ich nicht geglaubt, dass Könige echte Menschen waren, die unter verkrampften Muskeln und Müdigkeit litten, sondern gedacht, dass sie irgendwie über uns allen ständen. Mein kindliches Gemüt hatte sich gar vorgestellt, dass ein König und eine Königin größer sein müssten als gewöhnliche Menschen, vielleicht so groß wie Riesen, weil sie so wichtig waren.

Der König schaute sich um, als ob er den Teil seines Reiches betrachten wollte, über den er immer noch die Herrschaft ausübte, dann warf er einen Blick auf das Haus und sah nach oben ... höher ... und höher ... und erspähte mich, wie ich an meinem Fenster stand und ihn staunend anstarrte. Ich winkte ihm zu, und ich *glaube*, dass er mich anlächelte (mein ganzes Leben lang werde ich es glauben). Dann trat Sir Thomas aus der Tür, ging die Stufen hinab, verbeugte sich

tief und nahm den Arm des Königs. Beide verschwanden im Haus. Ich sah den König nicht wieder, hörte aber die ganze Nacht lang die Musikanten spielen, und am nächsten Tag, nachdem er wieder abgereist war, bekam ich zwei gezuckerte Pflaumen geschenkt, die vom Festmahl übrig geblieben waren.

Als man ihn letztes Jahr aufs Schafott führte und ihm den Kopf abschlug, war ich erschüttert und sehr betrübt. Besonders seine Frau und seine Kinder taten mir leid, denn es schien mir nicht recht zu sein, dass ein König, der Gottes Vertreter auf Erden war, ermordet wurde. Ich glaube, dass viele so dachten wie ich, aber wir sprachen es nicht aus, denn Cromwell hat seine Spione überall, und das Land ist nun in seiner Hand. Cromwell ist kein bisschen so wie unser großer und eleganter König, der ein schönes Gesicht hatte und weiche, lockige Haare und einen Schnurrbart. Cromwell, so sagt man, ist klein und stämmig, mit Warzen im Gesicht, und ich weiß, dass ich große Angst hätte, wenn ich ihm einmal gegenübertreten müsste.

Aber nicht so viel Angst wie jetzt.

ZWEITES KAPITEL



14. Dezember 1650, Samstagmorgen.

In der High Street Nr. 45 in Oxford, in einem großen, kalten Raum über dem Laden des Apothekers Mr Clarke, stand ein grob gezimmerter Tisch, auf dem eine Leiche in einem Sarg lag. Der Raum war ansonsten völlig leer, nur im Kamin hatte man einen kleinen Haufen aus Zweigen und trockenen Zapfen aufgestapelt. Die einzige Person im Zimmer, abgesehen von der Leiche, war Robert Matthews, ein Student des New College in Oxford.

Nachdem er der Hinrichtung im Gefängnishof beigewohnt und bevor er sich zum Haus von Mr Clarke begeben hatte, war Robert in den *Eagle and Child* gegangen, die nahe gelegene Taverne, und hatte dort einen Krug Starkbier geleert, und dann einen weiteren, denn was er gesehen hatte, hatte ihm schlichtweg den Magen umgedreht.

Er hatte schon früher Hinrichtungen erlebt: Einmal waren es zwei Straßenräuber gewesen, die an einem Baum zusammen aufgehängt worden waren. Sie waren völlig betrunken gewesen, wirr im Kopf, und sie hatten gelacht. Ein anderes Mal hatte es einen alten Mann getroffen, dessen Sinne

so verworren gewesen waren, dass er keine Ahnung gehabt hatte, was vor sich ging, als man ihm den Strick um den Hals legte.

Die Hinrichtung von Anne Green jedoch war völlig anders gewesen, denn das Mädchen war jung und hübsch. Auch ihr Körper war ansehnlich, wie die Menge der Zuschauer bezeugen konnte, denn nachdem man ihr Mantel und Kleid ausgezogen und ihrer Mutter übergeben hatte, musste Mistress Green der Kälte und dem strömenden Regen lediglich mit ihrem Unterhemd bekleidet trotzen. Der dünne Stoff ihres Hemds war schnell vom Regen durchweicht und klebte an ihren Brüsten, er zeigte ihre Konturen so deutlich, dass die Männer im Publikum in Verlegenheit gerieten. Zu gerne hätten sie eine ernsthafte Miene zur Schau getragen, was ihnen mit ihrer lüsternen Gier angesichts eines so gut geformten, jungen Körpers nicht leichtfiel. Annes Mutter, eine von Sorgen und Leid gezeichnete Person, war näher getreten und hatte versucht, sie mit einer Decke zu verhüllen, aber der mürrische Henker hatte sie abgewiesen, damit er ungehindert mit seinem Geschäft fortfahren konnte. Er würde Anne Green in Kälte und Regen am Galgen baumeln lassen, nur mit einem dünnen Hemd zwischen ihrer Nacktheit und der Zuschauermenge.

Robert warf einen Blick auf den Sarg, der vor dem Fenster aufgestellt war, damit sein Inhalt von dem bleichen und schwächlichen Licht des Wintermorgens beschienen werden konnte, so gut es eben möglich war. Er war nicht besonders zimperlich, denn immerhin war er schon seit einem Jahr ein Student in Oxford, hatte gevierteilte Leichen und Gehenkte

gesehen und war bei Amputationen anwesend gewesen, aber dieses Mädchen und ihren Tod umgab etwas zutiefst Trauriges; die Art, wie sie da im Gefängnishof gestanden hatte, zitternd, erbärmlich, wie sie sich ehrfürchtig umgeschaut hatte, angesichts der Aufmerksamkeit, die ihr von der versammelten Menge zuteilwurde, ihr Blick, der über die Leute hinwegzog, als sie möglicherweise nach einem geliebten Gesicht Ausschau hielt.

Und jetzt lag ihr Körper in diesem klapprigen Kirchensarg, der vor ihm auf dem Tisch stand. Ihr Lebensblut war kaum abgekühlt, denn seit der Hinrichtung waren noch keine vier Stunden vergangen. Hatte die Seele ihren Körper bereits verlassen?, fragte sich Robert. Befand sich ihr Ätherkörper noch im Raum, oder war sie – die eine Mörderin war – schon längst der Hölle übergeben worden und litt dort ewige Feuerqualen?

Obwohl er vorher einen Abstecher in die Taverne gemacht hatte, war Robert der Erste, der im Haus des Apothekers eingetroffen war. Die Doktoren erwartete man erst in etwa einer halben Stunde. Weil er so früh war, hätte er sich den besten Platz direkt neben dem Sarg sichern können. Hätte. Aber obwohl er sich zu ermuntern versuchte, näher zu treten, um so gut wie möglich der Arbeit jener großen Männer beiwohnen zu können und jeden Krümel ihres Könnens in sich aufzusaugen, hielt er sich zurück und betrachtete den Tisch aus gebührender Entfernung, während er seine Hände wärmesuchend in den Ärmeln seines schwarzen Rocks verbarg.

Er dachte an das, was in dem Sarg lag. Warum empfand er solchermaßen? Wovor scheute er sich? Anne Green konnte



Mary Hooper
Totenmädchen

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-40072-2

cbj

Erscheinungstermin: April 2011

Packend, mitreißend und ungeheuer einfühlsam erzählt

Oxford, im Jahre 1650: Namhafte Mediziner und junge Studenten versammeln sich im Haus des Apothekers Clarke, um der Sezierung einer Leiche beizuwohnen. Die Tote ist die sechzehnjährige Anne Green, die wegen Kindstötung zum Tod am Strang verurteilt und gehängt worden ist. In Wahrheit wurde Anne Green vom Neffen ihres Dienstherrn verführt und dann sitzengelassen – doch die Wahrheit hatte vor Gericht niemand hören wollen. Stunden nach Annes Tod ist der junge Student Robert der erste, der es wahrnimmt: Anne Greens Augenlieder flattern. Sollte das Mädchen, das noch auf dem Schafott ihre Unschuld beteuert hatte, den Strang überlebt haben?